
CHRISTA KLEINDIENST-CACHAY

**Die vergessenen Frauen –
Zum Sportengagement von Mädchen und Frauen
aus sozialen Unterschichten**

»Sport für alle! Dies ist die Vision für das Jahr 2000!«, so lautet die Zukunftsförmel des DSB (1988a, 27) in seiner programmatischen Schrift »Sport in der Bundesrepublik Deutschland« aus dem Jahr 1988. Unabhängig davon, ob man diese auf ungebremstes Wachstum zielende Forderung nun gutheißen mag oder nicht, es steckt eine eminent gesellschaftspolitische Stoßrichtung in ihr, nämlich jene egalitäre Programmatik, die der DSB seit seiner Gründung im Jahre 1950 immer wieder formuliert hat und die auf die Inklusion beider Geschlechter und aller sozialen Schichten zielt, das heißt auf den chancengleichen Zugang zum Sport. Und was die Integration der Frauen in den Sport betrifft, so kann der DSB eine beachtliche Bilanz aufweisen: Der Anteil weiblicher Mitglieder hat sich (gemessen nach Mitgliedschaften) von rund 22 % im Jahre 1954 auf rund 36 % im Jahr 1988 erhöht (KLEIN 1987, 25; DSB 1988a, 4 f.). Stolz können die Verbandspolitiker darauf hinweisen, daß der Organisationsgrad der Frauen im Sport weit höher ist als in vergleichbaren anderen gesellschaftlichen Bereichen. Aber andererseits weist »kaum eine andere freiwillige Organisation (. . .) bei den Frauen ein so scharfes Schichtgefälle auf und diskriminiert die unterste Schicht so stark wie der Sportverein« (SCHLAGENHAUF 1977, 156). Das heißt, je mehr man sich bei der Untersuchung des Frauenanteils der sozialen Grundschicht nähert, desto kleiner werden die Zahlen. Dieses Phänomen war für die Sportwissenschaft bis heute kaum Anlaß für theoretische Erklärungsversuche und schon gar nicht für pädagogisch-didaktische Folgerungen. Dabei ist der Tatbestand, daß Frauen der Unterschicht weit weniger Sport treiben als ihre Geschlechtsgenossinnen aus höheren Sozialschichten, nicht erst seit der Untersuchung Schlagenhaufts Mitte der siebziger Jahre bekannt, sondern darauf machte Lüschen bereits 1963 aufmerksam. Offensichtlich handelt es sich bei der Problematik der Unterschichtfrauen um einen weitgehend in Vergessenheit geratenen Tatbestand (LÜSCHEN 1963, 76 ff.).

Beteiligung am Sport

Dieses Vergessen spiegelt sich auch in der Datenlage wider: Nahezu alle Arbeiten zur Sportbeteiligung von Frauen beziehen sich auf die schon Mitte der siebziger Jahre gemachte Karlsruher Untersuchung (vgl. SCHLAGENHAUF 1977), denn es gibt keine neueren Untersuchungen zum Sportverhalten, in denen die Parameter Schicht und Geschlecht im Hinblick auf alle Altersgruppen miteinander korreliert werden. Aber Daten aus neueren Untersuchungen, die sich allerdings nur auf Jugendliche beziehen, nämlich die Untersuchung der Deutschen Sportjugend von 1981–1983 (vgl. SACK 1986) und die Jugendstudie der Deutschen Shell von 1985 (vgl. FUCHS 1985) weisen in dieselbe Richtung wie die älteren Arbeiten: Sie zeigen nach wie vor einen engen Zusammenhang zwischen der Höhe des Sportengagements von Mädchen und der sozialen Schicht, der sie entstammen, so daß es gerechtfertigt erscheint, auch heute noch die Ergebnisse der Karlsruher Untersuchung heranzuziehen.

Die Anteile der Unterschichtsfrauen, die die Karlsruher Untersuchung ausweist (vgl. SCHLAGENHAUF 1977, 153 ff.), zeigen, daß diese Frauen in allen Bereichen des Sports unterrepräsentiert sind im Vergleich mit den Männern derselben Schicht, insbesondere aber im Vergleich mit den Frauen höherer sozialer Schichten: Nur knapp 5 % der weiblichen Sportvereinsangehörigen sind ungelernete bzw. angelernte Arbeiterinnen, und mit höherem Alter ziehen sich Frauen der Unterschicht fast vollständig aus jeglicher Sportaktivität zurück. Dieses Verhalten steht in krassem Gegensatz zu dem der Männer derselben Schicht (ANDERS 1978, 64).

Auch bei den Jugendlichen, die generell die stärkste Gruppe der Vereinsmitglieder stellen, zeigt sich eine klare Unterrepräsentanz der Unterschichtsmädchen: Sie sind nach Sack nur zu 5 bis maximal 20 % (altersabhängig!) in Sportvereinen repräsentiert, während Mädchen der Mittel- und Oberschichten doppelt bis dreifach höhere Zahlen aufweisen (SACK 1982a, 15; ähnlich SACK 1986, 71; FUCHS 1985, 121 ff.; PACHE 1978, 177).

Eine deutliche Unterrepräsentierung im Vereinssport zeigt sich auch im Vergleich der Hauptschülerinnen mit Schülerinnen höherer Schulniveaus: Nach Sack (1986, 72) sind weibliche Jugendliche mit Schulniveau Hauptschule nur zu etwa 26 %, mit Schulniveau Realschule zu 40 % und mit Schulniveau Gymnasium zu über 50 % in Sportvereinen organisiert. Und eine Untersuchung von 1989¹ an 245 Hauptschülerinnen und 295 Realschülerinnen ergab,

¹ Bei der Untersuchung im Jahre 1989 wurden 245 Hauptschülerinnen und 295 Real-

daß nur 25 % der befragten Hauptschülerinnen gegenüber 51 % Realschülerinnen im Verein Sport treiben (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Wenn man nun bedenkt, daß die Hauptschule – trotz aller Bildungswerbemaßnahmen der letzten 20 Jahre – immer noch die Schulform ist, in der die Kinder der sozialen Unterschichten mit 58,9 % überrepräsentiert sind, gemessen an ihrem Anteil von 40 % an allen 13- und 14jährigen, während Kinder der Unterschichten an den Realschulen nur zu 23,7 %, an den Gymnasien sogar nur zu 10,5 % vertreten sind (GRIMM 1987, 19), so kann daraus gefolgert werden, daß Merkmale eines unterschichtsspezifischen Sportengagements im Mädchensport der Hauptschule deutlich zum Tragen kommen, ein Tatbestand, der Hauptschullehrerinnen aus ihrer praktischen Arbeit vielfach längst bekannt ist. Differenziert man aber bei den Hauptschülerinnen nochmals nach Nationalitäten, so zeigt sich, daß von den deutschen Schülerinnen 33 % im Verein organisiert sind, von den ausländischen Schülerinnen dagegen nur 21 %. Unter den ausländischen Schülerinnen stellen die Türkinnen die Gruppe, die am geringsten organisiert ist, nämlich nur zu 9 %; die übrigen Ausländerinnen treiben dagegen zu 27 % im Verein Sport. Da aber der Anteil ausländischer Schülerinnen in der untersuchten Population der Hauptschülerinnen 66,5 % ausmachte² (im Vergleich dazu an der Realschule 10 %), wobei türkische Mädchen mit 22 % die größte Gruppe der Ausländerinnen stellten, muß man annehmen, daß in den Hauptschulen die Zahl der dem Sport fernstehenden Mädchen mit der Zahl ausländischer Schülerinnen zunimmt (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990). Neben schichtenspezifischen müssen daher auch nationalitätenspezifische Ursachen zur Erklärung des geringeren Sportengagements der Hauptschülerinnen mitbedacht werden.

Betrachtet man nun den Bereich des nichtorganisierten Sporttreibens, so divergieren die Zahlen der Frauen in ähnlicher Weise wie im Vereinssport: Die Frage nach »mindestens einmal im Monat Sport«, ein relativ »weicher« Indikator für Sportengagement, bejahen etwa 10 bis 29 % der erwachsenen

schülerinnen der Klassen 7 bis 9 mit einer Altersstreuung von 12 bis 18 Jahren (Durchschnittsalter 13,9 Jahre) mit Hilfe eines teilstandardisierten Fragebogens über ihr Sportengagement befragt. Die Untersuchung fand im Großraum Stuttgart statt, wobei Schulen im großstädtischen wie im kleinstädtisch-ländlichen Bereich mit annähernd gleichen Anteilen berücksichtigt wurden (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

² Der Anteil ausländischer Schülerinnen und Schüler an den Hauptschulen der Schulamtsbezirke Stuttgart und Ludwigsburg – und aus diesen kamen die befragten Schulen – lag im Jahr 1988 im Durchschnitt bei 52,62 % (vgl. Amtliche Schulstatistik 1988).

Frauen aus den sozialen Unterschichten. Dabei sind Frauen der unteren Unterschicht mit etwa 10 %, Frauen der mittleren Unterschicht mit etwa 18 % und Frauen der oberen Unterschicht mit etwa 29 % vertreten (SCHLAGENHAUF 1977, 154). Frauen der Mittelschicht partizipieren dagegen an dieser Sportform zwischen 40 % und über 60 %.

Beim Kriterium »mehrmals wöchentlich Sport« gehen die Angaben der erwachsenen Frauen der unteren Unterschicht sogar gegen Null, um bis auf maximal 10 % anzusteigen bei der oberen Unterschicht. Bei den Männern der Unterschicht sinkt der Wert dagegen nicht unter 10 %. Die Werte der Frauen steigen mit Ansteigen der Schichten fast linear und erreichen bei der oberen Mittelschicht über 20 %.

Für die Altersgruppe der Jugendlichen unterstreicht die Studie der Deutschen Shell nachdrücklich, daß Hauptschulabsolventen deutlich weniger Sport treiben als Jugendliche mit mittlerem und höherem Schulniveau: Hauptschülerinnen und Realschülerinnen unterscheiden sich bei dieser Frage zwar nicht gravierend (64 % bzw. 65 % geben an, Sport zu treiben), setzen sich aber von der Gruppe des höheren Schulniveaus mit 79 % doch deutlich ab (vgl. FUCHS 1985, 109 ff.). Auch ist die Vielfalt der betriebenen Sportarten bei niedrigem Schulniveau deutlich geringer (vgl. FUCHS 1985, 114 f.; ähnlich: SACK 1982a, 15). In der Untersuchung von 1989 gaben immerhin 78 % aller befragten Hauptschülerinnen an, in ihrer freien Zeit Sport zu treiben, und zwar 82 % der deutschen Schülerinnen, 74 % der türkischen und 78 % aller übrigen ausländischen Schülerinnen (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990). Bei diesen hohen Angaben ist allerdings in Rechnung zu stellen, daß sie sich – wie dies SACK (1982a, 15) schon festgestellt hat – nur auf wenige sportliche Situationen beziehen, nämlich den Sport im familiären Kontext, mit dem Freund, im Schwimmbad, auf dem öffentlichen Spielplatz oder im Jugend- und Gemeindezentrum.

Über den in den letzten Jahren stark aufkommenden Sport in kommerziell betriebenen Sportstudios liegen zwar noch keine exakten empirischen Daten vor, doch führt HONER (1983, 16) an, daß immerhin 40 % aller Benutzer Frauen sind, die aber alle sozial aufwärts orientiert sind und sich aus mittleren bis höheren Angestellten, Studentinnen und Angehörigen qualifizierter Berufe zusammensetzen. Es ist anzunehmen, daß die Frauen unterer Sozialschichten an dieser neuen Art Sport zu treiben, gleichfalls deutlich unterrepräsentiert sind. Nicht zuletzt dürften finanzielle Gründe dagegen sprechen, daß Frauen aus sozial niedrigeren Schichten kommerzielle Sportangebote nutzen. Auch weist eine erste Arbeit zum Lebensstil »Sportivität«, der als maßgeblicher

Motor für die Partizipation an diesen neuen Sportformen angesehen werden darf, darauf hin, daß soziale Unterschichten von diesem Handlungsmaßstab noch kaum berührt sind (vgl. KASCHUBA 1989, 168 ff.).

Besonders nachdenklich aber stimmt unter dem Gesichtspunkt der Chancengleichheit, daß Mädchen und Frauen der sozialen Unterschichten im Spitzensport nur in geringem Maß vertreten sind. Zwar ist die Bindung des westdeutschen Leistungssports an sozial höhere Schichten auch bei Männern sehr deutlich, besonders krass ist sie aber bei den Frauen: So beträgt der Anteil der Frauen der unteren Mittelschicht und der Unterschicht an den weiblichen Spitzensportlern nur 17 %, während er bei den Männern 29,5 % ausmacht. Der Anteil der Frauen aus den Ober- und oberen Mittelschichten sowie der mittleren Mittelschicht liegt dagegen höher als der der Männer der jeweiligen Schicht (vgl. PFETSCH 1975, 125 f.).³

Aus den angeführten Daten kann gefolgert werden, daß bei den Frauen der Unterschicht offenbar zwei Faktoren, die sich einzeln schon nachteilig auf den Zugang zum Sport auswirken, zusammenkommen, nämlich Geschlecht und soziale Schicht, so daß sich ein Additionseffekt einstellt. Bei aller Euphorie über die steigenden Frauenzahlen im Sport ist aber zu bedenken, daß vertikale Schichtunterschiede widerstandsfähiger sind als geschlechtsspezifische, das heißt Ungleichheiten schichtspezifischer Art sind umfassender und dauerhafter als Ungleichheiten in anderen Dimensionen (vgl. GEISSLER 1987, 15), so daß nicht zu erwarten ist, daß sich die Frauen der unteren Sozialschichten in den nächsten Jahren gleichsam automatisch dem Sportboom der Frauen allgemein anschließen werden.

Ursachen der geringen Sportbeteiligung

Traditionelles Frauenbild

Daß eine Frau umso eher Chancen hat, zum Sport zu kommen, je mehr sie sich vom traditionellen Frauenbild gelöst hat, darauf hat vor allem KLEIN (1987, 27) aufmerksam gemacht. Da sich aber die traditionellen Geschlechts-

³ Ob und in welcher Hinsicht sich hier seit der Untersuchung von PFETSCH (1975) Veränderungen ergeben haben, kann nur vermutet werden: So könnte sich durch die enorme Entwicklung des Frauenfußballs die Anzahl der Unterschichtsfrauen im Spitzensport etwas erhöht haben, da sich Fußballspielerinnen häufig aus unteren Sozialschichten rekrutieren (vgl. THOMAS 1979, 220 f.; RATZEBURG 1986). Eine empirische Untersuchung darüber steht allerdings noch aus.

rollenmuster in den sozialen Unterschichten stabiler erhalten als in den mittleren und oberen Sozialschichten (MOLLENHAUER 1969, 284), ergeben sich aus der Geschlechtsrollensozialisation der Frauen der Unterschicht auch Nachteile für ein Sportengagement. Aus einer Vielzahl hierbei zu berücksichtigender Aspekte sollen im folgenden drei näher beleuchtet werden:

Erstens: Sport gilt bei den Frauen aus der Unterschicht, stärker als bei denen aus der Mittelschicht, als eine Verhaltensweise der Jugend, die man mit Eintritt in die Erwachsenenwelt ablegt, und dies fällt bei Frauen der Unterschicht häufig schon mit der Partnerwahl, spätestens aber mit Heirat und Geburt des ersten Kindes zusammen. Dieser Wandel der Einstellung beim Übergang in den Erwachsenenstatus läßt sich in gewisser Weise auch über Ergebnisse der empirischen Untersuchung von KLEINDIENST-CACHAY (1990) erhärten: Zwar geben 90 % der befragten Hauptschülerinnen an, daß sie Sporttreiben für wichtig erachten, vor allem aus Gründen der Gesundheit und der Figur, aber nur 46 % geben an, daß auch ihre Mütter eine positive Haltung zum Sport haben (im Vergleich dazu: 59 % der Realschülerinnen).

Zweitens: Hinzu kommen gesellschaftliche Normen, die die Attraktivität des weiblichen Körpers definieren, die zwar generell die Frauen aller Schichten betreffen, über die sich aber Unterschichtsmädchen und -frauen offenbar weniger hinwegsetzen als Frauen anderer sozialer Schichten. Ein Sport, bei dem man sich als Frau nicht vorteilhaft darstellen kann, oder der eine Körperdarstellung fordert, die eher dem männlichen Leitbild entspricht, wird daher eher abgelehnt. Negativ wirkt sich auch das derzeit dominierende Frauenleitbild aus, das den Frauen permanent die eigene körperliche Unzulänglichkeit vermittelt. Gerade Mädchen und junge Frauen fühlen sich, wenn sie dem herkömmlichen Leitbild nicht entsprechen, oft minderwertig (vgl. KRÜGER 1985, 485 f.) – verständlich, daß man sich dann nicht auch noch einer Situation aussetzen will, in der einem diese körperliche Unzulänglichkeit vor Augen geführt wird. Befragungen zeigen, daß ein enger Zusammenhang besteht zwischen der Art, wie die eigene Figur selbst bewertet wird, und dem Sporttreiben: Korpulente und vollschlanke Frauen geben entweder an, nie Sport getrieben zu haben und dies auch in Zukunft nicht tun zu wollen oder, früher Sport getrieben, aber seit sie älter geworden sind, damit aufgehört zu haben. Schlanke dagegen geben überwiegend an, von Anfang an Sport getrieben zu haben (KLEIN 1987, 64).

Drittens: Frauen und Mädchen der unteren Sozialschichten sind generell stärker als Mittelschichtsfrauen aus dem Bereich der Öffentlichkeit, wie ihn der Sport, vor allem der Vereinssport, verkörpert, und von sekundären Rollen

ausgeschlossen. Sie sehen ihren Platz vorwiegend in Haus und Familie. Speziell der Sportverein scheint in den unteren Sozialschichten die Funktion eines Männerbundes zu übernehmen, der das Ausleben männerspezifischer Verhaltensweisen ermöglicht (ANDERS 1978, 64). Dies wiederum hält Frauen davon ab, sich im Verein zu betätigen.

Weibliche Sportstile in einem maskulin dominierten Sport

Frauen betreiben generell weniger wettkampforientierten Sport, weniger Mannschaftssportarten und vor allem auch wenig solchen Sport, der harten körperlichen Einsatz verlangt; sie ziehen jene Disziplinen vor, die man ohne großen personellen und organisatorischen Aufwand betreiben kann. Nach den in den siebziger Jahren gemachten Umfragen sind dies die Sportarten Schwimmen, Gymnastik, Skilaufen, Radfahren, Wandern, Turnen und Eislaufen (SCHLAGENHAUF 1977, 61).

In den sozialen Unterschichten dominiert aber der wettbewerbsorientierte Gruppensport mit deutlicher Akzentuierung des Kampf- und Kraftsportes (SCHLAGENHAUF 1977, 158), Sportformen also, die traditionell männlich geprägt sind. Der eher informell ausübbarer Fitneß- und Trimm-Sport, der dem von Frauen bevorzugten Sportstil näherliegt, ist dagegen eher typisch für die Mittelschichten (ANDERS 1978, 104; KASCHUBA 1989, 170), so daß man folgern kann, daß die Sportarten, die Frauen generell bevorzugen und von denen man annehmen kann, daß sie auch von Frauen der Unterschicht gern ausgeübt würden, dem Sportverständnis ihrer sozialen Schicht widersprechen.

Weibliche Sportarten. Welche Sportarten und welche Sportstile nun aber speziell Mädchen und Frauen der sozialen Unterschichten wirklich wählen würden, wenn sie die Wahl hätten, diese Frage ist empirisch noch nicht hinreichend erforscht. Aufgrund von Re-Analysen vorliegender älterer Untersuchungen und aufgrund der Befragung von Hauptschülerinnen aus dem Jahr 1989 (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990) können allenfalls ein paar vorsichtige Aussagen gemacht werden: So geben erwachsene Frauen mit unterschiedlichem Schulniveau in der Karlsruher Untersuchung auf die Frage nach den Sportarten, die sie in den letzten zwölf Monaten getrieben haben, übereinstimmend Wandern, Tanzen, Schwimmen, Federballspielen, Gymnastik und Radfahren an. Während aber Frauen mit höherer Schulbildung auch hohe Werte für Bewegung auf dem Trimm-Pfad, für Waldlauf und Boden- und Geräteturnen sowie Skilaufen haben und darüber hinaus noch eine Vielzahl anderer Sportarten

nennen, scheinen all diese Sportarten von Frauen mit niedrigem Schulniveau nicht betrieben zu werden (ANDERS 1978, 104). Man kann daraus folgern, daß gerade diese Frauen überwiegend solche Sportarten wählen, die informell und mit motorischen Minimalqualifikationen betrieben werden können. Ähnliche Präferenzen zeigen sich auch schon im Jugendalter: Sack beschreibt das Sportengagement der weiblichen Arbeiterjugend vor allem auf Tanzen und Schwimmen und – etwas weniger – auf Gymnastik, Federball, Wandern und Tischtennis gerichtet (SACK 1982a, 15). Auch die Untersuchung an Hauptschülerinnen zeigt einen Trend zu informell zu betreibenden Sportarten (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Die Frage bleibt allerdings offen, ob die real betriebenen Sportarten auch den Wünschen der Mädchen und Frauen entsprechen. In der Befragung der Hauptschülerinnen im Jahr 1989 (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990) wurden auf die Frage nach den Wunschsportarten, die im Schulsport (also nicht nur im regulären Sportunterricht, sondern auch im Sinne extra-curricularer Angebote) vermittelt werden sollten, folgende Sportarten angegeben (Mehrfachnennungen waren möglich): Tanz 81,6 %; Gymnastik / Eislaufen je 63,3 %; Radfahren 58,4 %; Sportspiele (ohne Fußball) 56,3 %; Fitneßtraining 51,8 %; Trampolinspringen 50,6 %; Schwimmen 48,6 %; Tennis 46,5 %; Boden- und Geräteturnen 35,9 %; Tischtennis 34,3 %; Judo 32,7 %; Leichtathletik 31,8 %; Fußball 30,2 %; Dauerlauf / Jogging 22,9 %. Schlußlichter der Wunschliste sind überraschenderweise die Schisportarten: Nur je 15 % wünschten sich Skilauf (alpin oder Langlauf)!

Auch in dieser Untersuchung zeigt sich also eine relativ große Diskrepanz zwischen den Wunschsportarten und den im Lehrplan dominierenden »klassischen« Schulsportarten Geräteturnen, Leichtathletik und Schwimmen. Eine Tendenz zu sogenannten Prestigesportarten ist allenfalls beim Tennis, nicht aber beim Skilauf erkennbar. Der Tanz nimmt unter den beliebten Sportarten eine herausragende Spitzenstellung ein. Ihm kommt als einem Verbindungsglied zur außerschulischen Bewegungskultur der Jugendlichen besondere Bedeutung zu, geben doch nach der Shell-Studie 65 % aller befragten Jugendlichen an, in ihrer Freizeit zu tanzen; darunter eine hohe Zahl (nämlich 49 %) kombiniert mit Sportengagement; darunter ist nun wiederum eine besonders große Zahl Mädchen, nämlich 62 % (vgl. FUCHS 1985, 120 f.). Man könnte daraus schließen, daß über das Engagement am Tanz unter Umständen auch Interesse an anderen Formen der Bewegung geweckt werden kann.

Weiblicher Sportstil. Die bei den befragten Hauptschülerinnen besonders be-

liebten Sportarten korrespondieren mit einem Sportstil, der nicht als wettbewerbsorientiert, sondern als gruppen- und interaktionsorientiert zu bezeichnen ist. Daß Mädchen – und zwar unabhängig von der sozialen Schicht – zu einem solchen Sportstil neigen, darauf verweisen unter anderem die Shell-Studie (vgl. FUCHS 1985) und die Untersuchung von BECKER (1984): Im Rahmen der Shell-Studie (vgl. FUCHS 1985) wurde die Präferenz bestimmter Sportstile bei 14- bis 25-jährigen Jugendlichen untersucht, wobei die bevorzugten Sportarten in Sportstilgruppen eingeteilt wurden: Gruppe 1 umfaßte die sogenannten »aggressiven« Sportarten wie Fußball, Handball, Hockey und Judo, die durch Wettkampfcharakter gekennzeichnet sind; Gruppe 2 die Sportarten mit »gezügelmtem Wettkampfcharakter« (das heißt ohne Körperkontakt zum Gegner), also zum Beispiel alle Rückschlagspiele; Gruppe 3 diejenigen ohne Wettkampfcharakter und ohne Gegner, wie zum Beispiel Gymnastik, Tauchen, Fitneß-Training, Jogging und Wandern.

Die Mädchen aller sozialen Schichten bevorzugten eindeutig Gruppe 3, das heißt die Sportarten ohne Wettkampfcharakter: 71 % der Mädchen, dagegen nur 29 % der Jungen wählen diese Gruppe. Die Gruppe 2, die Sportarten mit gezügelmtem Wettkampfcharakter, wird immerhin noch von 56 % der Mädchen und 44 % der Jungen gewählt. Gruppe 1 dagegen, die Gruppe der aggressiven Sportarten, wird eindeutig von Jungen bevorzugt, 80 % der Jungen wählen diese Gruppe, wohingegen es bei den Mädchen nur 20 % sind. Das heißt, die Mehrzahl der Mädchen wählt Sportarten ohne Gegner und ohne eindeutigen Wettkampfcharakter, und ein immer noch relativ hoher Prozentsatz wählt Sportarten mit gezügelmtem Wettkampfcharakter. Im Unterschied dazu zeigt allerdings die Befragung der Hauptschülerinnen relativ hohe Werte für die Gruppe der Sportspiele (Handball, Basketball, Volleyball, unter Ausschluß von Fußball), so daß man folgern kann, daß die wettkampforientierten Sportspiele, auch mit Körperkontakt – zumindest für jüngere Mädchen um 14 Jahre – durchaus attraktiv sind.

Aus der Shell-Untersuchung ergibt sich ferner, daß diejenigen Mädchen und Jungen, die Sportarten ohne Gegner und ohne Wettkampfcharakter wählen, den beiden großen Organisationsbereichen des Sports, dem Schulsport und dem Vereinssport, distanziert gegenüber stehen (FUCHS 1985, 118). Dies verwundert nicht, denn Schule und Verein folgen immer noch vorwiegend den Sinnmustern eines männlichen Sportverständnisses. Hierin dürfte möglicherweise auch eine relevante Erklärung für die geringe Effizienz des Sportunterrichts im Hinblick auf die Entwicklung eines überdauernden Sportengagements bei den Hauptschülerinnen liegen.

BECKER (1984) fragt in seiner Untersuchung an Jungen und Mädchen nach der subjektiven Zufriedenheit im Sportunterricht. Dabei zeigt sich, daß die Zufriedenheit im Sportunterricht entlang den Orientierungen Leistung, Anerkennung, Selbstverwirklichung einerseits und Stimmigkeit der emotionalen Atmosphäre, Nicht-Leistungsorientierung andererseits geschlechtsspezifisch variiert: Ein weniger an sportlicher Leistung als an einem integrativen Gruppenklima ausgerichteter Sport fördert demnach die Zufriedenheit bei Mädchen (BECKER 1984, 51 ff.). Diese Untersuchung differenziert allerdings nicht nach sozialen Schichten.

Ob diese geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Sportpräferenzen den Schülerinnen und Schülern bewußt sind und ob sie möglicherweise deren Einstellung zum koedukativen Sportunterricht beeinflussen, ist zwar noch nicht erforscht, aber ein Zusammenhang kann vermutet werden: Immerhin 52 % der befragten Hauptschülerinnen, die alle in reinen Mädchengruppen Sportunterricht haben, lehnen einen koedukativen Sportunterricht in der Schule ab; 29 % würden ihn beschränkt auf ausgewählte Sportarten (Sportspiele, Tanz) akzeptieren, aber nur 19 % stimmen ihm generell zu. Im Vergleich dazu lehnen nur 36 % der befragten Realschülerinnen den koedukativen Sportunterricht grundsätzlich ab, 41 % bejahen ihn bei bestimmten Sportarten und gleichfalls 19 % verhalten sich ganz zustimmend (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990): ein Ergebnis, das dahingehend interpretiert werden kann, daß Mädchen aus Gruppen mit sportdistanziertem Verhalten einen gemischtgeschlechtlichen Sportunterricht eher ablehnen als Mädchen aus Gruppen mit gefestigtem Sportverhalten, ein Tatbestand, der in der Koedukationsdebatte mitberücksichtigt werden sollte.

Sozialisation oder Desozialisation der Unterschichtmädchen zum Sport?

Verein. Sportverein, Familie und Schule gelten als die maßgeblichen Sozialisationsinstanzen für den Sport. In welchem Maße trifft dies nun für die Mädchen aus den sozialen Unterschichten zu? Der Verein hat bei Mädchen generell eine geringere Bedeutung als bei Jungen. Dieser Tatbestand trifft auf die Mädchen aus den Unterschichten besonders zu, weil ihr Organisationsgrad noch niedriger ist als der von Mädchen anderer sozialer Schichten. Die Ursachen für das geringere Vereinsengagement der Mädchen sind unter anderem darin zu suchen, daß die Mehrzahl der Vereine Kleinvereine sind, oftmals sogenannte Einspartenvereine (vorwiegend mit dem Angebot Fußball oder Schießen), die für Mädchen keine attraktiven Angebote machen, sondern ein

dominant männliches Sportprofil aufweisen. Es verwundert daher nicht, daß ein Großteil der in Sportvereinen organisierten Mädchen und Frauen in den mehrspartigen Großvereinen zu finden ist, nämlich 43 % aller organisiert Sport treibenden Frauen. Großvereine machen aber nur rund 5 % aller Sportvereine aus (KLEIN 1987, 24), und es gibt sie nur in größeren Städten, so daß gefolgert werden kann, daß Mädchen in Kleinstädten und auf dem Lande schon allein vom Angebot der Vereine her betrachtet in ihrer Sozialisation zum Sport benachteiligt sind. Aber auch Vereine mittlerer Größe haben oft kein Angebot für breitensportlich orientierte weibliche Jugendliche; wett-kampforientierte Sportgruppen sind in den Vereinen im Kinder- und Jugendbereich generell eher anzutreffen.

Es verwundert daher nicht, daß 15,5 % der befragten Hauptschülerinnen angeben, daß der örtliche Sportverein kein passendes Angebot für sie habe. Zugleich geben 12,2 % an, über die Möglichkeiten, im Verein Sport zu treiben, nicht genügend informiert zu sein (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990). Dabei ist zu vermuten, daß das Informationsdefizit bezüglich des Vereinssports tatsächlich noch weit höher liegt. Immerhin 47 % wünschen sich ein Sportangebot gemeinsam für Jungen und Mädchen, eine Forderung, der die Sportvereine noch viel zu wenig nachkommen.

Wohnen und Familie. Als Sozialisationsinstanz für den Sport bei Mädchen scheint die Familie weit wichtiger zu sein als der Verein oder die Peergroups, die offenbar bei den Jungen größere Bedeutung haben (BRETTSCHEIDER/KRAMER 1978, 89; KLEIN 1987, 16). Es ist daher eine unabdingbare Notwendigkeit, die sportrelevanten Sozialisationsbedingungen für Mädchen in den Familien der unteren sozialen Schichten differenziert zu erforschen. Ansätze hierzu liefern Studien, die ausgehend vom »Lebensraumkonzept« das Sportengagement im Gesamtzusammenhang von Wohnbedingungen, ökonomischer Lage, Interaktionsbeziehungen und Schulbildung sehen (vgl. WEISHAUPT 1982).⁴

Der Wohnsituation kommt offenbar eine Schlüsselposition bei der Erklärung der Sportsozialisation zu: Nach WEISHAUPT (1982, 75 f.) besteht dann ein deutlich niedrigeres Sportinteresse, wenn die Wohnungsgröße als zu klein

⁴ Solche Forschungsansätze, die den bisherigen Methoden der Schichtforschung weit überlegen sind, könnten auch der Erforschung sozialer Ungleichheitslagen im Sport neue Impulse geben. Vgl. zur Kritik an der Schichtforschung im Sport BACHLEITNER (1988).

empfunden wird. Hauptschülerinnen und Hauptschüler verfügen aber im Vergleich zu Schülern anderer Schularten über deutlich weniger Wohnraum (FEND / SPECHT 1977, 34). Eine enge Wohnung kann bei Jungen noch durch ein günstiges Wohnumfeld kompensiert werden, nicht jedoch bei Mädchen. Der Handlungsraum von Mädchen ist nämlich eher familienzentriert und abhängig einzuschätzen. Mädchen werden eher behütet als zur Selbständigkeit erzogen. Ihnen wird in der Regel, im Unterschied zu Jungen, die Entfaltung ihres Bewegungsdranges nur dann erlaubt, wenn die Wohnumgebung gefahrlos für Kinder ist (WEISHAUPT 1982, 79). Dies ist aber gerade in innerstädtischen Bezirken, wo vielfach Unterschichtsfamilien wohnen, durch die hohe Verkehrsdichte nicht der Fall. Dazuhin werden Mädchen außer Haus häufig zweckgerichteter eingesetzt, zum Beispiel zum Einkaufen oder zum Betreuen kleinerer Geschwister. Ihr Erkundungsraum außerhalb der Wohnung ist daher deutlich kleiner als der der Jungen (WEISHAUPT 1982, 79). Auf diese Faktoren dürfte der bei Mädchen bestehende negative Einfluß der Wohnumgebung auf das Sportinteresse zurückzuführen sein (WEISHAUPT 1982, 79).

Die Befragung von Hauptschülerinnen hat ergeben, daß tatsächlich ein großer Prozentsatz der Mädchen (29 %) angibt, durch häusliche Arbeiten an die Wohnung gebunden zu sein. Die damit verbundene Reduzierung frei verfügbarer Zeit wirkt sich wiederum negativ auf das außerschulische Sporttreiben aus.⁵ Daß sich Hauptschülerinnen auch durch häufigen Nachmittagsunterricht in ihrem Zeitbudget eingeschränkt fühlen, zeigen die Befragungsergebnisse ebenfalls: 28 % geben an, aufgrund dessen keine Zeit für außerschulische sportliche Betätigung zu haben. Besonders belastet sind dadurch ausländische Schülerinnen, die außerdem – zum Teil mehrmals wöchentlich – nachmittags muttersprachlichen Unterricht haben. Abends erhalten viele Hauptschülerinnen von ihren Eltern keine Erlaubnis, allein wegzugehen. So geben 17 % der Befragten an, deshalb nicht im Verein Sport zu treiben, weil sie abends nicht mehr außer Haus gehen dürfen (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Da auch die Lage der Wohnung zu den Spiel- und Sportanlagen von gro-

⁵ Daß die Verpflichtung zu häuslichen Arbeiten von den Mädchen als Einschränkung empfunden wird, darauf verweist die Untersuchung von DANNHAUER (1973): Demgemäß beneiden Mädchen die Jungen gerade deshalb, weil diese im Haushalt nichts helfen müßten und daher mehr Möglichkeiten hätten, sich sportlich zu betätigen (zit. nach H. KRÜGER 1985, 485).

ßer Bedeutung für die Sozialisation zum Sport ist, wirken sich, bei der bekannt lokalistisch-quartierbezogenen Orientierung der unteren Sozialschichten, schon kleinere Entfernungen zu den Sportanlagen als Hemmnisse für die Bewegungssozialisation der Mädchen aus.⁶ Die in den beiden letzten Jahrzehnten häufig an Stadtrandlagen plazierte neuen Übungsstätten sind daher gerade für Mädchen aus unteren Sozialschichten oftmals kaum erreichbar.

Auch die ökonomische Lage der Unterschichtsfamilien dürfte erheblichen Einfluß auf die Entwicklung sportlicher Interessen bei Mädchen haben, denn »ökonomische Disparitäten bestimmen entscheidend das jeweilige Lebensniveau von Familien. Sie eröffnen oder verschließen den Zugang zu einer breiten Skala von Wahlmöglichkeiten in bezug auf den Erwerb von Gütern oder die Nutzung von Dienstleistungen« (STEINKAMP 1980, 274). Aufwendungen für Jahresbeiträge der Sportvereine, für Sportgeräte und Sportkleidung ihrer Töchter dürften daher für die ökonomisch schlechter gestellten Unterschichtsfamilien, die darüber hinaus gegenüber dem Sport von Frauen und insbesondere einem Vereinsbeitritt negativ eingestellt sind, kaum einsehbar sein. Daß Hauptschülerinnen über weniger Sport- und Bewegungsspielgeräte verfügen als Mädchen höherer Schulniveaus, dokumentiert der Vergleich von Haupt- und Realschülerinnen: So gaben zum Beispiel nur 58 % der befragten Hauptschülerinnen, aber immerhin 90 % der Realschülerinnen an, zum Zeitpunkt der Befragung ein fahrbereites Fahrrad zu besitzen; Skier haben gar nur knapp 9 % der Hauptschülerinnen, aber 49 % der Realschülerinnen. Sehr hoch (30 % und mehr) sind die Unterschiede auch bei vergleichsweise populären Sportgeräten wie Schlitten und Federballschläger (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Was die Interaktionsbeziehungen der Familienmitglieder in der Familie und zu Außeninstanzen im Hinblick auf das Sportengagement betrifft, ist zu prüfen, ob sportliche Interaktionen bestehen oder zumindest befürwortet werden. Dabei ist für Mädchen insbesondere das Verhalten der Mutter von Bedeutung, denn die Geschlechtsrollensozialisation erfolgt vorwiegend über das gleichgeschlechtliche Elternmodell. Die Sportabstinenz vieler Frauen aus den Unterschichten, die bewirkt, daß glaubwürdige Verhaltens- und Identifi-

⁶ Vgl. hierzu die empirische Untersuchung von KLEIN / DIETRICH (1983, 126), nach der Mädchen die Entfernung von Sportanlagen subjektiv als weiter einschätzen als Jungen.

kationsmodelle für die Mädchen im Sport fehlen, wirkt sich somit sicherlich negativ auf eine Sozialisation zum Sport aus.⁷

Bei der Befragung von Hauptschülerinnen konnte festgestellt werden, daß nur 7,3 % der Eltern im Verein Sport treiben und daß nach Einschätzung von 49 % der Schülerinnen deren Mütter dem Sporttreiben nicht positiv gegenüberstehen (davon: gleichgültig 29 %, ablehnend 20 %). Im übrigen nimmt nach Meinung der Töchter auch die Mehrzahl der Väter speziell dem Sporttreiben der Töchter gegenüber eine gleichgültige (47 %) oder sogar negative (8 %) Haltung ein, und nur 37 % der befragten Hauptschülerinnen geben an, daß ihr Vater sie zum Sport auffordere (gegenüber 54 % der Väter der Realschülerinnen) (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Schulsport. Aufgrund der ungünstigen Sozialisationsbedingungen zum Sport in Verein und Familie müßte eigentlich dem schulischen Sportunterricht eine entscheidende Bedeutung bei der Sportsozialisation der Unterschichtsmädchen zukommen. Tatsächlich wird von Mädchen generell (im Unterschied zu Jungen) die Schule als der Ort genannt, an dem das erste Interesse am aktiven Sporttreiben gewonnen worden ist (vgl. KLEIN / DIETRICH 1983, 117 ff.). Die Frage, warum der Schulsport in der Hauptschule nun aber nicht mehr beiträgt zur sportspezifischen Sozialisation der Mädchen, ist berechtigt. Wenig stichhaltig erscheinen in diesem Zusammenhang allerdings die Gründe, die SACK (1986, 39) dafür angibt, nämlich daß Gymnasiallehrer im Fach Sport aufwendiger ausgebildet sind als die Hauptschullehrer, und daß das verpflichtende sowie das freiwillige Sportangebot an Hauptschulen geringer ist als das an Gymnasien.

Ernster zu nehmen ist der Argumentationsstrang, der die kürzere Schulzeit der Hauptschülerinnen und damit die kürzere Zeit, in der sie mit dem Schulsport in Berührung kommen, als eine wesentliche Ursache für das geringere Sportengagement anführt. Die Beschulungszeit der Hauptschule ist in fast allen Bundesländern kürzer als die der Realschule. Sie hört mit 15 Jahren, also in einem für die Ausbildung der Sportinteressen entscheidenden Alter, auf. An Berufsschulen besteht entweder gar kein Sportangebot oder nur ein minimales (RAUTERBERG 1978, 60; SCHWIDDER 1979). Der frühe Eintritt in den

⁷ Vgl. zum Zusammenhang zwischen elterlicher Sportaktivität bzw. Vereinszugehörigkeit der Eltern und dem Sportengagement der Kinder BAUR (1982, 124 f.). Vgl. auch ARTUS (1974, 83 f.), KRÖNER (1976, 145 ff.) und MESSING / VOIGT (1979, 411).

Beruf beendet abrupt die Jugendphase⁸ – unabhängig vom biologischen Alter – und damit auch die Zeit, in der nach Meinung der Unterschichtfrauen Sport, der ja ein Attribut der Jugend ist, üblicherweise betrieben wird.

Was aber den Schulsport inhaltlich betrifft, so ist mit KLEIN (1987, 17) auch einmal danach zu fragen, ob nicht die »Sportunlust eventuell auch in der Schule bei Mädchen systematisch aufgebaut« wird. Wie wichtig nämlich positive Erfahrungen im Schulsport für die Sozialisation zum Sport sind, darauf hat schon SCHLAGENHAUF (1977, 168) hingewiesen: Diejenigen, denen der Sportunterricht in der Schule Spaß machte, finden auch später eher zu einer Sportaktivität als jene, die den schulischen Sportunterricht nicht mochten.

Ob aber der Schulsport in der Hauptschule angesichts der derzeitigen Lehrpläne, die ganz offensichtlich die Interessen der vielfach aus sportfernen Schichten stammenden Schülerinnen nicht berücksichtigen, tatsächlich zu positiven Erfahrungen führen kann, muß bezweifelt werden.⁹ Zum Beispiel unterscheidet sich der baden-württembergische Sportlehrplan für Mädchen an Hauptschulen lediglich leicht quantitativ von den Lehrplänen für Realschulen und Gymnasien. Dies mag mit der multilateralen Versetzungsordnung begründet werden, die – zumindest formal – Durchlässigkeit zwischen den einzelnen Schularten garantieren soll, sportpädagogisch gesehen aber ist die fehlende Orientierung an den Adressatinnen fragwürdig.

Ziele und Inhalte des Schulsports. Zwar wird im Abschnitt »Der allgemeine Erziehungs- und Bildungsauftrag« in den Sportlehrplänen aller Schularten richtigerweise gefordert, daß der Sportunterricht eine »aufgeschlossene Grundeinstellung zu sportlichen Aktivitäten« erzeugen soll, die den »Anschluß an außerschulischen Sport und damit den Zugang zu einem Teil kulturellen Lebens erleichtern« kann (Bildungsplan Hauptschule 1984, 302; Bildungsplan Realschule 1984, 374), aber daß es diese Absicht, je nach dem

⁸ NEIDHARDT (1972, 14 u. 42) hat auf das Phänomen der verkürzten Adoleszenz bei Unterschichtmädchen aufmerksam gemacht. Es kann begründet angenommen werden, daß Hauptschülerinnen nur kalendarisch Jugendliche sind, nicht aber was ihre soziale Position betrifft. Es fehlen ihnen so die für Jugendliche typischen Freiräume (KÜRTHY 1978, Bd. 2, 291), die unter anderem auch für den Sport genutzt werden können.

⁹ Auf die Nichtberücksichtigung der Interessen der Mädchen im Sport – und zwar in allen Schulformen – haben bereits KLEIN (1987) und RICKAL (1988) hingewiesen. Rickal fordert, ganz im Gegensatz zu verbreiteten Koedukationsvorstellungen, für Mädchen generell andere Lernziele und -inhalte auszuweisen als für Jungen.

verschiedenen sozialen Hintergrund der Schüler in den speziellen Schularten und abhängig von den verschiedenen Voraussetzungen, die Jungen und Mädchen bezüglich einer Interessenweckung am Sport mitbringen, unterschiedlich zu verwirklichen gilt, davon ist in den Grob- und Feinzielen, vor allem aber bei den Lehrplaninhalten nichts zu spüren. Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse über das Sportverhalten verschiedener sozialer Schichten scheinen in die Lehrplanentscheidungen nicht eingegangen zu sein: Die im Mädchensport der Hauptschule vorgeschriebenen Sportarten sind die von der sozialen Mittelschicht bevorzugt betriebenen und – mit Ausnahme von Gymnastik / Tanz – vorwiegend einem leistungs- und konkurrenzorientierten Sportstil verpflichtet, nämlich Geräteturnen, Schwimmen, Leichtathletik, Volleyball, Basketball und Handball. Diese Sportarten erziehen latent zu einem Sport, wie er vor allem in formalen Organisationen, das heißt in Sportvereinen, betrieben werden kann.¹⁰ Viele dieser Sportarten sind, wegen ihrer nur gering motivierenden Wirkung für Hauptschülerinnen, kaum geeignet, zu einer sportlichen Aktivität neben oder nach der Schule anzuregen.¹¹

Das Reglement der Hauptschulabschlußprüfung Sport (vgl. Verordnung des Ministeriums für Kultus und Sport über die Abschlußprüfung an Hauptschulen 1983, 673 ff.) festigt die Ausrichtung an den traditionellen Schulsportarten weiter, da die Prüfungsaufgaben aus dem Stoffgebiet der Klasse 9 genommen werden müssen. Die vorgeschriebenen Schulsportarten werden so zum heimlichen Sportlehrplan der Klasse 9!

Die inhaltliche Einseitigkeit im »Pflichtbereich« könnte durch den »Ergänzungsbereich« aufgehoben werden, der rund ein Drittel aller Unterrichtsstunden umfaßt und der inhaltlich nicht festgelegt ist. In dieser scheinbaren Liberalität liegt aber gerade ein entscheidender Mangel: Es bleibt jeder einzelnen Lehrerin überlassen, ob sie den Ergänzungsbereich entweder zum Abbau von Defiziten, zur Vertiefung und Erweiterung der im Kernbereich betriebenen Sportarten oder aber zur Einführung neuer und anderer Sportarten nützen will (Bildungsplan Hauptschule 1984, 303). Das für ein solches Auswahlverfahren nötige handlungsleitende Wissen steht aber in der didaktischen

¹⁰ Vgl. zu dieser Kritik CACHAY (1981).

¹¹ Gerade im Geräteturnen sind die Übungen für die wenig geübten und aufgrund ihrer Überalterung oft in der Pubertät weit vorangeschrittenen Hauptschülerinnen vielfach gar nicht durchführbar. Die Vielfalt eines erlebnis- und erfahrungsbetonten Turnens (vgl. TREBELS 1983; FUNKE 1985) bleibt im Lehrplan unberücksichtigt.

Literatur nicht bereit; die Sportdidaktik hat vielmehr das Problemfeld Mädchensport in der Hauptschule bisher völlig ignoriert.

Schulisches Wettkampfwesen. Auch das schulische Wettkampfwesen in seiner bedeutendsten Form, nämlich in Gestalt des Bundeswettbewerbs »Jugend trainiert für Olympia«, trägt wohl eher zur Desozialisation der Hauptschülerinnen zum Sport bei, und zwar deshalb, weil er sich immer mehr zu einem Wettbewerb kompletter Vereinsmannschaften entwickelt hat. Die ursprüngliche Idee, auch für Jugendliche, die nicht im Sportverein organisiert sind, ein Wettkampfsystem aufzubauen, ist kaum noch sichtbar. Bei solchen Wettbewerbsstrukturen erleben die wenig in Sportvereinen organisierten Hauptschülerinnen nur Mißerfolgserlebnisse. Diese für Hauptschülerinnen ungünstigen Strukturen schlagen sich auch in den Teilnehmerzahlen nieder: GABLER u. a. (1977) haben bei ihrer empirischen Erhebung unter 4537 Teilnehmern des Bundeswettbewerbs folgende Verteilung gefunden: 13 % Hauptschüler gegenüber 69,1 % Gymnasiasten, 11 % Realschülern, 2 % Berufsschülern und 4,6 % Gesamtschülern (1977, 13). 88,1 % sind Mitglieder eines Sportvereins (1977, 2), das heißt, hier sind die Gymnasiasten weitgehend unter sich.

Was die Verteilung auf die beiden Geschlechter betrifft, so nahmen zum Beispiel im Jahr 1985 mehr als doppelt so viele Jungen wie Mädchen teil, nämlich 29 % Mädchen gegenüber 70 % Jungen (RICKAL 1988, 116). Die vermutlich sehr geringen Teilnehmerzahlen gerade bei den weiblichen Hauptschülern – exakte Zahlen liegen bisher nicht vor, weil die amtlichen Statistiken der Kultusministerien die Schulartzugehörigkeit nicht ausweisen – dürfen nun aber nicht pauschal auf ein Desinteresse an sportlichen Wettkämpfen zurückgeführt werden, denn auf Befragen geben immerhin 61 % der Hauptschülerinnen an, daß sie gern an Wettkämpfen innerhalb der Schule sowie zwischen verschiedenen Schulen teilnehmen würden, wenn es genügend Angebote gäbe (vgl. KLEINDIENST-CACHAY 1990).

Konsequenzen

Es wurde zu zeigen versucht, daß das geringe Sportengagement der Mädchen und Frauen der unteren Sozialschichten als eine Folge sozialer Behinderungen und der Nichtförderung zu sehen ist, einer Benachteiligung, die sich freilich nicht nur im Sport, sondern auch in vielen anderen Lebensbereichen zeigt. Da

diese Ungleichheit strukturelle Ursachen hat, ist es ein politisches Gebot für all diejenigen, die das Chancengleichheitspostulat unserer Gesellschaft verwirklichen wollen – insbesondere aber für einen Sport, der erklärtermaßen bestrebt ist, seinen Frauenanteil zu erhöhen – die strukturellen Voraussetzungen für eine Intensivierung des Sportengagements dieser sozialen Gruppe zu schaffen.

Um eine Verbesserung im Schulsport der Hauptschulen zu erzielen, müßte die Sportdidaktik beginnen, die besondere Problematik des Mädchensports dieser Schulart vor dem Hintergrund sozialwissenschaftlicher Forschungen zu reflektieren, um dann – im Sinne einer Theorie der (Bildungs-)Inhalte und des Lehrplans – Aussagen über Ziele, Inhalte und Methoden machen zu können. In welcher Richtung weitergedacht werden müßte, kann hier nur knapp umrissen werden:

Der Sportbegriff, der dieser Didaktik zugrundegelegt werden soll, ist neu zu formulieren. Es gilt zu bedenken, daß nur bei einem »offenen« Sportbegriff die von den Mädchen bevorzugten Sportstile realisiert werden können.

Die Inkompatibilität zwischen den in den Lehrplänen enthaltenen übergeordneten Zielen, wie Förderung vielfältiger Bewegungserfahrungen und Aufbau eines lebenslangen Sportinteresses, und den vorgeschriebenen Inhalten, das heißt den traditionellen Schulsportarten, muß zugunsten kompatibler Ziel-Inhaltsrelationen aufgehoben werden; dies heißt, interaktions- und gestaltungsorientierte Sportarten im Lehrplan stärker zu berücksichtigen. Dabei müssen auch neue Spiel- und Sportformen auf ihre Eignung für den Sportunterricht hin überprüft werden.

Bei der Implementation von Zielen und Inhalten ist zu bedenken, daß die die Schule überdauernden positiven Einstellungen zum Sport eher mit solchen Unterrichtsmethoden erreicht werden können, bei denen die Schüler einen persönlichen Bezug zum Lerninhalt herstellen können. Es wäre daher zu prüfen, ob Sportthemen nicht verstärkt in projektartigen Zusammenhängen und eingebettet in alltagsbezogene Kontexte angeboten werden können.

Nach diesen Prinzipien sind auch Spiel- und Sportformen im Rahmen des Schullebens zu organisieren, nämlich Schulwettkämpfe, Spiel- und Sporttage und Sportschullandheime. Das schulische Wettkampfwesen muß regionalisiert und die Leistungsmaßstäbe dürfen nicht standardisiert, sondern sie müssen individualisiert werden – entgegen den sonst üblichen Gepflogenheiten im Sport.

Die räumliche und materielle Ausstattung der Hauptschulen mit Bewe-

gungs-, Spiel- und Sporteinrichtungen ist zu verbessern. Gerade innerstädtische Hauptschulen haben oft einen schlechten Standard ihrer Übungsstätten, durch den die negativen Auswirkungen der beengten Wohn- und Wohnumfeldbedingungen der Schülerinnen noch weiter verstärkt werden.

Über die Nutzung durch die Schulen hinaus kann eine verbesserte Ausstattung mit Spiel- und Sporträumen in Wohnungsnähe gleichzeitig auch zu einer Intensivierung des freien Bewegungslebens der Schülerinnen und ihrer Familien führen.

Im Bereich des außerschulisch organisierten Sporttreibens ist das Angebot der Vereine – wenn man die Appelle des Bundesausschusses für den Frauensport, den Anteil der Frauen aus niedrigen Sozialschichten zu erhöhen (vgl. BENTZ 1977), ernst nimmt – auf die Sportbedürfnisse dieser Adressatinnen hin orientieren, das heißt, es sind vermehrt Angebote einzurichten, die den Geselligkeits- und Gruppenaspekt des Sports betonen sowie Formen des nicht-wettbewerbsorientierten oder »gemäßigt« wettbewerbsorientierten Sports, gerade auch für Kinder und Jugendliche. Für Jugendliche sollten auch geschlechtsheterogene Sportgruppen eingerichtet werden. Organisatorisch sind offene Sportangebote (vergleichbar der offenen Jugendarbeit) den geschlossenen vorzuziehen; ebenso Angebote, die sich ausdrücklich an weniger geübte und sich nicht primär sportlich definierende Mädchen richten. Neben dem Sport in Vereinen sind hier auch andere Organisationsformen gefordert, wie sie etwa die offene Jugendarbeit in Jugendhäusern, die Jugendarbeit der Kirchen und der Gewerkschaften sowie sozialpädagogische Begleitprogramme an Schulen darstellen. Hier sind die Chancen, daß die Spiel- und Sportangebote von den Hauptschülerinnen auch angenommen werden, häufig größer als in den traditionellen Sportvereinen.

Konsequenzen sind insbesondere auch in der Lehrerbildung zu ziehen, indem Erkenntnisse sportsoziologischer Forschungen stärker im Studium der Hauptschullehrerinnen und -lehrer berücksichtigt werden, und zwar insbesondere Fragen des geschlechts- und schichtspezifischen Sportverhaltens unter Berücksichtigung nationalitätsspezifischer Unterschiede.¹² Es erscheint nur konsequent, diese Forderungen auch auf die Lehrerweiterbildung auszuweiten, da das Sportverhalten ständigen Wandlungen unterworfen ist.

¹² Die gegenwärtig bei der Reform der Prüfungsordnung der Grund- und Hauptschullehrer in Baden-Württemberg zu beobachtende Tendenz, den Anteil der Sportwissenschaft auf Didaktik und Methodik des Sportunterrichts zurückzuschneiden, muß daher entschieden zurückgewiesen werden.

Für die Sportwissenschaft, für deren Teilgebiete Sportsoziologie und Sportpädagogik sowie insbesondere für die sich neu konstituierende Frauenforschung, gilt es, die Problematik des Mädchen- und Frauensports in unteren Sozialschichten angemessen aufzugreifen. Eine Vielzahl von Fragen ist hier noch nicht erforscht.¹³ In einer Zeit der Hochkonjunktur für Frauenthemata darf die Sportwissenschaft diese Frauen nicht länger vergessen!¹⁴

¹³ Bentz wies schon 1977 darauf hin, daß z. B. der Anteil der verschiedenen Schularten bei den 14- bis 18jährigen weiblichen Mitgliedern der Sportbünde unbekannt ist, ebenso wie der Anteil der Arbeiterinnen in verschiedenen Altersstufen und wie die Schichtstruktur der Frauen in verschiedenen Fachverbänden, Landessportbünden und Groß- und Kleinvereinen (vgl. BENTZ 1977, 62 f.). Diese Daten fehlen aber bis heute.

¹⁴ Ich danke allen an der empirischen Untersuchung über das Sportengagement von Haupt- und Realschülerinnen beteiligten Schulen für ihre engagierte Mitarbeit, sowie Ulrike Grewing und Maren Handel für ihre Hilfe bei der Auswertung der Fragebögen.